

Zelle in der Jugendhaftanstalt Halle: Zerstörter Traum vom anderen Leben



Menschliche Überreste,

Niemand in Bhedwal, dem Dörfchen im indischen Pandschab, konnte erklären, was diesen Jungen nach Deutschland getrieben hatte. Zurück bekamen sie ihn in einer Holzkiste.

Asylbewerber Cheema: „Ich werde meinen Guru sehen“



110 Kilogramm

Text: Nicol Ljubić **Fotos:** Andreas Herzau

Er nannte sich Harvinder Singh Cheema. Sein Alter, sagte er, sei 16 Jahre. Er blickte freundlich in die Kamera, ein hübsches Gesicht, mit einem kleinen Bart über den Lippen. Er trug ein Jeanshemd und einen Anflug von Unsicherheit im Gesicht. Als habe er Angst und wisse nicht genau, wovor. So sieht man Harvinder Singh Cheema auf dem letzten Bild, das ihn lebend zeigt. Ein schwarzweißes Polaroid, das am 21. September 1998 in der Jugendhaftanstalt Halle gemacht wurde. Am Tag seiner Einlieferung.

Dieser Harvinder Singh Cheema war illegal in Deutschland, deshalb mußte er ins Gefängnis. Dort, auf Zelle 322, hatte er alles, was er brauchte. Ein Wasserrohr, das hoch genug war, eine Toilette, auf die er steigen und ein Bettlaken, das er in Streifen reißen konnte. Und er war allein.

54 Tage lang wurde er abends um halb acht Uhr eingeschlossen und morgens um sechs geweckt. Am 55. Tag, dem 14. November 1998, hatte das ein Ende: Als 322 aufgesperrt wurde, hing Harvinder Singh Cheema am Wasserrohr. Das blaukarierte Bettlaken hatte er sich um den Hals gelegt und am Rohr über der Toilette festgemacht. Dann war er vom Klo gesprungen.

Es war am 20. September 1998 gewesen, morgens um halb zwei, als die Polizei ihn festgenommen hatte. Vor einem Asylbewerberheim in Halle war es zu einer Messerstecherei zwischen Indern gekommen. „Singh mitgenommen“, steht im Hausbuch des Pförtners. Aber Singh war nicht beteiligt, er fiel nur auf, weil er sich nicht ausweisen konnte, und weil er nicht in dem Asylheim hätte sein dürfen.

Ein anderer Inder hatte ihn hergebracht. Einer, dem er eine Woche zuvor zufällig in der Innenstadt begegnet war. In der Nähe des Bahnhofs war Harvinder Singh Cheema auf ▶

▷ ihn zugegangen, weil er ein „Bruder“ war, ein Inder in der Fremde. Er wolle Asyl beantragen, sagte er, und er brauche Hilfe.

Sein Vater, sagte Harvinder Singh Cheema der Ausländerbehörde, sei religiöser Sikh aus dem Pandschab gewesen, und die indische Polizei habe ihn ermordet. 15 000 Rupien habe ein Onkel für seine Flucht nach Deutschland gezahlt. Das sind rund 600 Mark. Über Moskau und Prag

Sweatshirt und eine Jeansjacke. Das ist alles. Im Gefängnis bekommt er seine Anstaltsutensilien: Besteck, einen Teller, eine Decke, Zahnbürste und Rasierzeug. Dann wird er in die Vollzugsabteilung 6, in Haus 2, gebracht, den Bereich für Abschiebehäftlinge.

Das Gefängnis – das sind drei Plattenbauten, die parallel nebeneinander liegen. Im mittleren Haus, dritter Stock und hinter einigen

später, sagt ein Beamter, habe er niemals Aggressionen gegen das Personal gerichtet, „nur gegen sich selbst“. Einen Tag nach seiner Einlieferung geht in Haus 2 der Alarm.

Einer der Afrikaner hat den Notknopf gedrückt, weil Harvinder Singh Cheema seinen Kopf auf den Tisch schlägt. Immer wieder, bis Beamte eingreifen. Er hat Schürfwunden an der Stirn. Und weil Harvinder Singh Cheema nicht zu beruhigen ist, bringt man ihn in den medizinischen Bereich. Und fesselt ihn ans Bett. So bleibt er einige Stunden liegen, bis zum Abend. Die Nacht verbringt er wieder auf der Zelle. Am nächsten Tag kommt ein pakistanischer Dolmetscher aus Leipzig. Harvinder sagt, er wolle raus, freikommen. Er versteht nicht, warum er im Gefängnis ist, schließlich gibt es auch andere, die Asyl wollen und draußen sind. Der Anstaltsleiter sagt: „Das kann ich nicht entscheiden.“

30 Minuten kann Harvinder reden, danach muß der Dolmetscher zum nächsten Termin. Und Harvinder ist wieder allein mit seinen Gedanken. In den 54 Tagen Haft bekommt er dreimal Besuch vom Dolmetscher, und ein paarmal telefoniert er kurz mit einem Inder, spricht über seine Sorgen – daß er das Essen nicht möge,

daß er verzweifelt sei und daß er mit niemandem reden könne. Und er hat Zeit genug. Er kann sein ganzes Leben überdenken, nur reden kann er darüber nicht, weil ihn niemand versteht. Er spricht nur Pandschabi. Es ist, als klebten die Zeiger an den Uhren. Morgens um sechs Uhr wird die Zelle aufgeschlossen, um sieben gibt es Frühstück. Vormittags ist eine Stunde im Freien vorgesehen, das Freie ist ein eingezäuntes Stück Innenhof. Es gibt Mittag, Abendbrot, und um halb acht wird die Zelle wieder geschlossen.

Hin und wieder schaut Harvinder Fernsehen, hin und wieder spielt er



Heimatsdorf Bhedwal: Vier Hektar Land an der staubigen Straße

sei er nach Leipzig gekommen. Dort sagte ihm jemand, er solle nach Halle gehen, weil dort „Brüder“ lebten, die ihm weiterhelfen könnten.

Ein Richter ordnete, auf Antrag der Ausländerbehörde, sechswöchige Haft zur Vorbereitung der Abschiebung an. Es bestehe die Gefahr, so der Entscheid, daß Harvinder Singh Cheema untertauche. Nachdem eine Ärztin seine Hafttauglichkeit geprüft hat, bringt ihn die Polizei am 21. September 98 in den Stadtteil „Frohe Zukunft“. In die Jugendhaftanstalt. Harvinder Singh Cheema hat einen Sack mit Kleidern bei sich: zwei Paar Schuhe, zwei Jacken, zwei Jeans, ein

Gittertüren, liegt die Zelle 322. Zwei Doppelbetten stehen da, ein Tisch, zwei Waschbecken an der Wand, hinter einem kleinen Mauervorsprung das Klo. Für einen Moment könnte man glauben, es sei das besonders kahle Zimmer einer Jugendherberge, aber der Blick aus dem vergitterten Fenster zerstört diese Illusion. Zäune mit Stacheldraht, triste Betonhöfe und hohe Mauern.

Harvinder Singh Cheema kommt in eine Zelle zu zwei jungen Afrikanern, einem Sudanesen und einem Senegalesen. „Er machte die Aufnahme-prozedur ruhig mit“, sagt Klaus Schmidt, Leiter der Anstalt. Und auch

Schach mit den Afrikanern. Zu lesen hat er nichts, die englischen Bücher versteht er nicht. Und den arabischen Koran auch nicht. Mehr kann ihm das Gefängnis nicht bieten. Zwei Tage lang verweigert Harvinder das Essen, bis die Beamten begreifen, daß er Vegetarier ist. Fortan bekommt er Weißbrot, Reisgerichte und Milch.

Zwei Wochen nach seiner Einlieferung, am 6. Oktober, besuchen ihn zwei Männer vom Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge. In Gegenwart eines Dolmetschers findet die Anhörung im Asylverfahren statt. Einen Tag später wird sein Antrag als „offensichtlich unbegründet“ abgelehnt. Am 9. Oktober schneidet er sich mit einer Glasscherbe in den Bauch. Das Stück Glas hat er im Hof gefunden. Der Arzt verbindet die Wunde, aber Harvinder reißt den Verband ab. „Er mußte wieder im Krankenrevier gefesselt werden“, sagt der Anstaltsleiter, „seine Psyche war nicht stabil.“ Dieses Mal bleibt er drei Tage an Händen und Füßen gefesselt.

Mit seiner Verzweiflung können die Beamten nicht umgehen. Der Dolmetscher kommt das zweite Mal am 13. Oktober. „Harvinder wollte nicht reden“, sagt Ali Ashraf. Zehn Minuten habe er gar nichts gesagt. Der schmale Junge sei anders gewesen als beim ersten Besuch, stiller und noch schmäler. „Wir sitzen nur deinetwegen hier“, erklärt ihm Ashraf, „ich bin aus Leipzig gekommen. Und wenn du nicht redest, müssen wir wieder gehen.“ Und irgendwann fragt Harvinder leise, was auf dem Papier stehe, das Ashraf in der Hand hält. Es ist der Ablehnungsbescheid vom Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge.

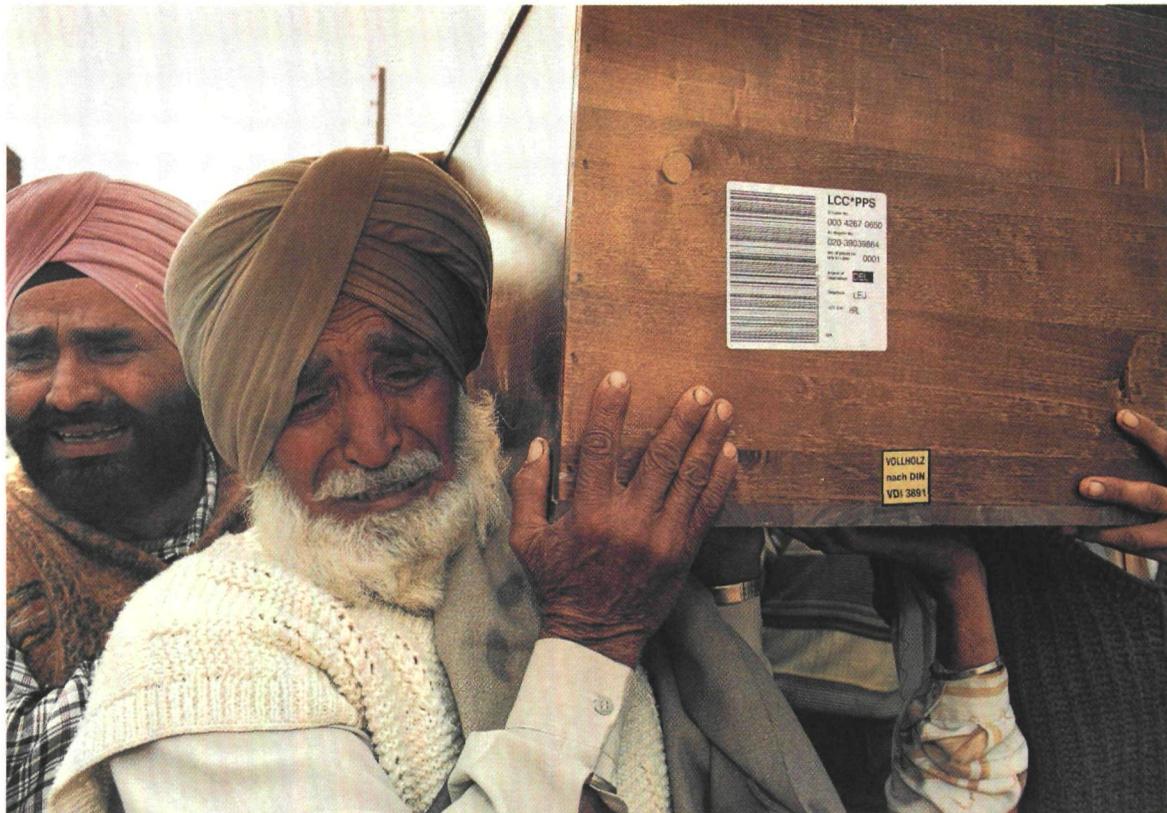
Ashraf übersetzt, und Harvinder hört ganz ruhig zu, er redet kaum und fragt nicht viel. Er sagt, er wolle nicht zurück nach Indien. Ashraf erklärt, er

könne noch mal Einspruch einlegen, „da war er ein wenig zufrieden“. Harvinder hat noch einen Wunsch: Er bittet um eine Zelle für sich allein, weil es ihm zu laut ist mit den Afrikanern. Klaus Schmidt, der Anstaltsleiter, erfüllt ihm den Wunsch. „Es gab keinerlei Anzeichen für Suizid“, sagt er. Und: „Die fünf Wochen danach war er sehr unauffällig.“

Am 2. November wird die Abschiebehaft um weitere 13 Wochen,

Ibrahim, einer der beiden Afrikaner, rüber in deren Zelle. Sie spielen Schach. Gegen 18 Uhr kehrt Harvinder auf 322 zurück. „India, after four months“, sagt er, „keine Probleme.“ Und weint. „Take it easy, Kollega“, sagt Ibrahim, „it's German law.“

Die Sektion ergab als Todesursache: erhängen. Es gab keine anderen Verletzungen, auch keine Anzeichen auf Einwirkung Dritter. Suizid. In der Hosentasche des Toten fand man



Angehörige mit Harvindere Überresten: Verlierer machen keine Hoffnung

In der Hosentasche des Toten fand man den Ablehnungsbescheid vom Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge.

bis zum 1. Februar 1999, verlängert. Die indische Botschaft konnte keine Paßersatzpapiere ausstellen, weil Harvinder die Anträge falsch ausgefüllt hatte. Am 13. November, einem Freitag, sitzt Harvinder auf 322 und betet. Auf die Zellenwand, neben seine Matratze, schreibt er: „Ich werde meinen Guru sehen.“ Und auf den Schrank kritzelt er mit Kugelschreiber seinen Namen und seine irdische Adresse. Am Nachmittag holt ihn

seinen Ablehnungsbescheid vom Bundesamt. Darauf waren einige Zeilen in Handschrift, geschrieben in Pandschabi: „Ich werde meinen Vater, Guru Gobind Singh sehen. Und ich werde meine Mutter und meine Brüder treffen.“ Ein religiöser Abschied.

Am 2. Dezember druckt der „Pandschab kesari“ eine Meldung. Zehn Zeilen über einen jungen Inder, der sich in der deutschen Stadt Halle im Gefängnis erhängte. Da steht, daß >



Trauerzug im Dorf: Wer weiß denn, wer schuld ist?

▷ er sich bereits zweimal verletzt hatte, daß er vorgab, 16 Jahre alt zu sein, und daß die indische Botschaft in Deutschland versuche, die Identität des Toten zu klären.

Als Survinder Singh Cheema die zehn Zeilen liest, weiß er, daß das sein Kind war. Survinder Singh Cheema ist der leibliche Vater von Harvinder Singh Cheema, und er lebt. Ein „Bruder“ aus Halle hatte ihn angerufen. Es hatte Tage gedauert, bis er den Vater ausfindig machte. Harvinder hatte einen falschen Geburtsort angegeben. Der „Bruder“ sagte, er und die anderen „Brüder“ hätten 13 000 Mark gesammelt, für Harvinders Heimreise. Ein Leichenwagen werde ihn in eine Stadt namens Leipzig bringen. Von dort sei er am 16. Dezember auf dem Lufthansa Flug LH 357 nach Frankfurt gebucht, dann am nächsten Tag mit der LH 760 nach Delhi.

Die Männer in Harvinders Heimatdorf Bhedwal wollen einen alten Jeep mieten, um ihn vom Flughafen abzuholen. Den Vater wollen sie nicht

dabeihaben. Aus Angst, daß er den Anblick des Sarges nicht erträgt. Bhedwal ist ein kleines Dorf im Pandschab, in der Nähe von Rajpura, rund 250 Kilometer nördlich der indischen Hauptstadt Delhi. Bhedwal steht auf keinem Straßenschild. In dem Dorf leben rund tausend Sikhs.

Survinder Singh Cheema, ein schwacher Mann mit fahlen Wangen,

Die Menschen haben gewartet, strömen zum Haus der Eltern, wo der Sarg abgeladen wird, die Frauen beginnen das Wehklagen.

weißem Bart und Turban sitzt auf einem Bett in einem leeren Zimmer und blickt still vor sich hin. Ein glasierter Film bedeckt seine Augen, hin und wieder wischt er mit der Hand über das Gesicht. Er sagt nichts, das Reden und die Fragen überläßt er den anderen Männern. Besonders seinem Bruder und dem Dorfältesten Satnam Singh. Mehr als zehn Männer sitzen auf den zwei Betten, mit ausdruckslosen Gesichtern. Das letzte Mal, daß Survinder Singh Cheema mit seinem Sohn gesprochen hat, war am 5. September. Harvinder hatte angerufen, gesagt, er sei in Deutschland, der Vater solle sich keine Sorgen machen.

Es war ein kurzes Gespräch. Ein sehr kurzes, dafür, daß es das letzte war. Ein Anruf aus einer anderen Welt. Aus „Germany“, irgendwo weit weg, 6000 Kilometer entfernt von Bhedwal, aus einem Land, das Leere im Kopf des Vaters hinterläßt. Selbst der Geographie-Lehrer der Dorfschule weiß nichts über „Germany“, außer, daß es das gibt, und wo es liegt. Harvinder erklärte nicht, warum und wie. Und wie lange. Harvinder sagte nur: „Mach dir keine Sorgen.“ Niemand aus Bhedwal kennt Menschen in Deutschland. Niemand hat sich für Deutschland interessiert, weil es unnütze Gedanken sind. Weil sowieso keiner nach Deutschland kommt. Und schon gar nicht Harvinder, den hätte der Vater niemals weggelassen, hätte er jemals den Wunsch geäußert. Er, der älteste Sohn der Familie, war verheiratet, und seine Tochter war sieben Tage alt, als er ging. Er hatte sich um die Felder gekümmert, um die Exi-

stenz, weil der Vater zu schwach ist. Er besaß auch die Schlüssel zur Familienkasse. Erst im nachhinein wurde allen klar, daß Harvinder seine Reise vorbereitet hatte, daß schon seit einiger Zeit der Traum von einem anderen Leben in ihm gekeimt sein mußte. Er hatte nie darüber gesprochen.

Am 25. August verließ er das Dorf, morgens, ohne zu sagen, wohin. Und

er kam nicht mehr zur großen Hochzeit seiner jüngeren Schwester. Als wäre sie ihm egal. Am 24. Juni bekam er einen Paß, niemand wußte, daß er einen beantragt hatte. Erst viel später fanden sie eine Kopie in seinem Zimmer. Im Juli hat er den Traktor der Familie verkauft, mitsamt Hänger. Er sagte, er wolle einen neuen kaufen. Am 31. Juli hat er sich auf dem Markt von Rajpura bei einem Händler einen Vorschuß auf die kommende Ernte geholt. Auch beim Onkel hat er sich Geld geliehen. Für die Hochzeit seiner Schwester, hatte er gesagt. Insgesamt waren es mindestens 150 000 Rupien, die er mitgenommen hat, mehr als sechstausend Mark. Und er hat Schulden zurückgelassen, die sein Vater jetzt begleichen muß. Und weil niemand weiß, von wem er Geld geliehen hat, melden sich jetzt viele und behaupten, sie hätten ihm Geld gegeben.

Es gab keine Hinweise auf seine Flucht, nichts, das auf seinen Plan hinwies. In seinem Zimmer sind keine Bücher über Deutschland zu finden, kein Atlas, in den man Fernweh hineindeuten könnte, nicht einmal Kassetten mit Popmusik. Statt dessen mochte er pandschabische Musik, im Fernsehen hat er jeden Abend um halb sieben die landwirtschaftliche Sendung des staatlichen Programms geschaut. Eine Stunde lang werden dort neue Dünger präsentiert, und Experten führen vor, wie man Saat eingräbt.

Wenn Harvinder über seine Zukunft redete, und das tat er oft, sagt sein Onkel, dann wünschte er sich, daß die nächste Reisernte gut werde. ▷

Fehler eingeräumt

Der Tod des Inders Gurvinder alias Harvinder Singh Cheema hatte ein parlamentarisches Nachspiel. Auf Initiative der PDS-Fraktion im Landtag von Sachsen-Anhalt wurde ein Untersuchungsbericht erarbeitet, der am 27. Januar dieses Jahres dem Innenausschuß vorlag. Danach hat die Ausländerbehörde versäumt, „das zuständige Jugendamt unverzüglich, also noch vor der richterlichen Anhörung, zu informieren“. Die Behörde hat damit einen entsprechenden Erlaß des Innenministeriums zum Schutz minderjähriger Flüchtlinge ignoriert, denn zum Zeitpunkt der Verhaftung mußte sie davon ausgehen, daß Gurvinder Singh Cheema 16 Jahre alt war. Einen weiteren Fehler räumt das Justizministerium inzwischen ein: Der junge Inder hätte am 21. September nicht inhaftiert werden dürfen, denn er hatte an dem Tag Antrag auf Asyl gestellt. Erst nach der Ablehnung seines Asylantrages am 7. Oktober hätte man ihn in Abschiebehaft nehmen können.

▷ Und er sprach davon, die Samen fürs nächste Jahr zu kaufen. In der Schule war er schlecht, brauchte drei Anläufe für die Abschlußprüfung, aber das störte den Vater nicht. In Bhedwal müssen die Söhne wissen, wie man Felder bestellt, nicht wie man fehlerfrei Englisch spricht. Die Familie besitzt vier Hektar an der staubigen Straße vor dem Dorf. Es ist guter Boden, der Weizen und Reis gedeihen läßt. Genug, um die Familie zu er-

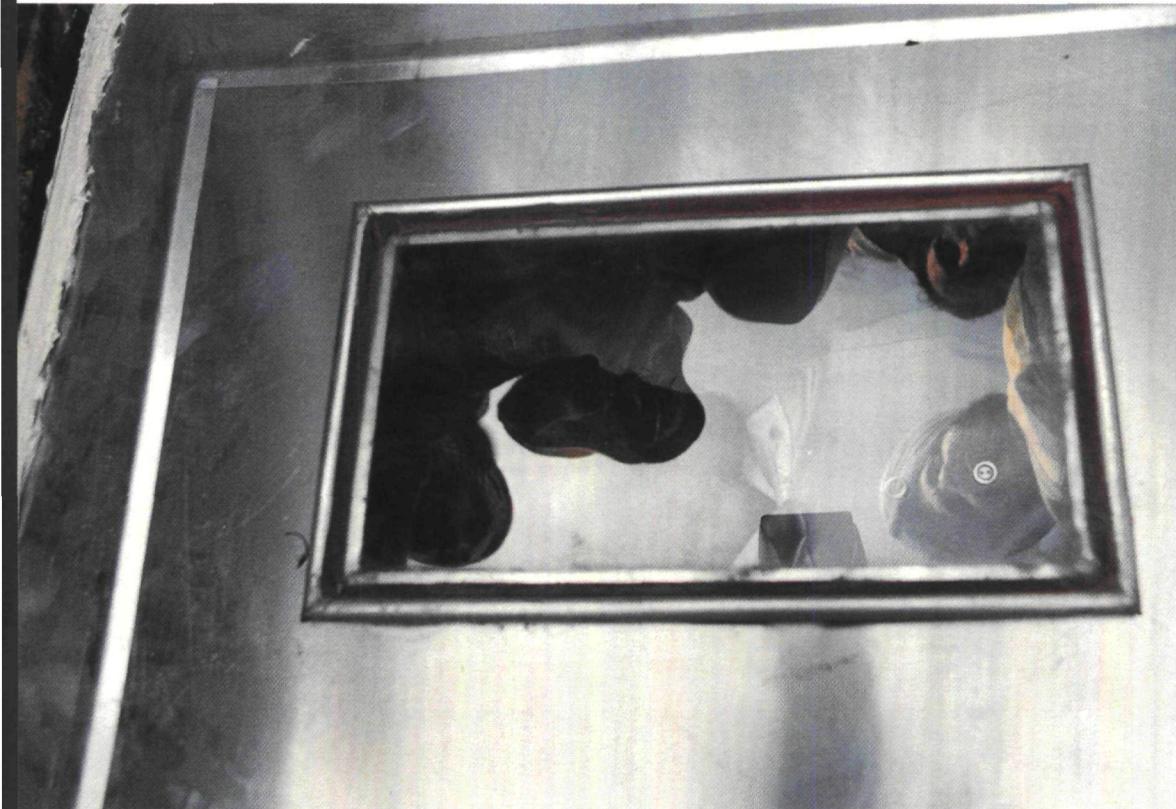
Dorf, das 25 Kilometer von Bhedwal entfernt ist. Die Dorfältesten hatten die Heirat beschlossen, und am Tag der Hochzeit im Haus ihrer Eltern sahen sie sich zum ersten Mal, und sie hatten keine Wahl.

Diese Idee mit Deutschland verstehen die Leute in Bhedwal immer noch nicht. Wenn sie von Harvinder erzählen, erzählen sie, daß er ein sehr höflicher Junge war, zurückhaltend, niemals wütend, und daß er jeden Tag

Tränen nicht mehr aufhalten kann. Harvinder Singh Cheema hatte sich vor der Ausländerbehörde in Widersprüchen verfangen. Seine Fluchtgeschichte, die er zu Protokoll gab, war schlecht vorbereitet; sie überstand die zwei Anhörungen nicht. Er ging naiv auf die Reise. Keiner hat ihn gewarnt. Keiner sagte ihm, wie schwierig es ist, in Deutschland Asyl zu bekommen. Und daß die Voraussetzung zumindest eine schlüssige Geschichte ist.

Harvinder war nicht 16, sondern 24 Jahre alt, geboren wurde er am 5. April 1974. Sein Vater wurde nicht ermordet. Und er selbst war nicht politisch verfolgt. Früher, 1993, saß er mal eine Woche in Haft, aber das war noch die Zeit, als die Polizei wahllos junge Sikhs festnahm, um deren Kampf für die Unabhängigkeit des Pandschabs zu zerschlagen. Irgendwer muß Harvinder die Idee ins Hirn gepflanzt haben, den Traum vom reichen Leben, von Wohlstand und Geld. Auf dem Markt von Rajpura halten sich die Legenden von Leuten, die nach Europa gingen und Jahre später mit viel Geld zurückkamen. Diese Geschichten wechseln schneller den Besitzer als die Reissäcke. Und als wolle man sich die eigenen Träume nicht zerstören, erzählt man sich, Harvinder sei ermordet worden. Ein Selbstmord paßt nicht in den Traum. Ein Selbstmörder ist kein Held, sondern ein Verlierer. Und Verlierer machen

keine Hoffnung. Sie machen vor allem den Leuten das Geschäft kaputt, die an dem Traum verdienen. Leute wie der ominöse Mr. Gill, der im Sommer in Rajpura im „Eagle Motel“ wohnte. Auf Zimmer 102. Er empfing viele junge Männer, sagt ein Junge, der an der Rezeption arbeitet. Mr. Gill habe ihnen versprochen, sie nach Deutschland zu bringen. Er selbst, sagt der Junge, sei schon mal nach Thailand geschleust worden.



Sichtfenster im Sarg: Sieben Stunden Warten auf die Leiche

In seinen Wangen sind Löcher, die Augen sind mattweiße Schlitze im fahlen, indischen Gesicht. Am Hals sind Striemen.

nähren, ein einfaches Haus zu besitzen, mit Fernseher, Strom und fließend Wasser. Und genug, daß sich Harvinder einen Motorroller kaufen konnte, mit dem er manchmal tagelang weg war. Wo, das weiß niemand.

„Er war erwachsen“, sagt sein Onkel, „er mußte niemandem sagen, wo er hinfährt.“ Aber heiraten mußte er vor zwei Jahren, weil die Alten das wollten. Balwinder Kaur, heute 22 Jahre alt und Witwe, kam aus einem

in den Dorftempel ging, um zu beten. Daß er seine Haare kurz hielt und keinen Turban trug, verziehen sie ihm. Viele junge Sikhs lassen sich, gegen die Gebote ihrer Religion, die Haare schneiden und wollen keinen Turban tragen.

Der Vater sagt nichts. Balwinder Kaur, die Witwe, verdeckt ihr Gesicht mit einem Tuch. Sie sitzt bei den anderen Frauen, zehn Meter entfernt. Manchmal hört man sie, wenn sie die

Am 17. Dezember 1998, gegen Mittag, fahren sechs Männer aus dem Dorf nach Delhi, um Harvinder abzuholen. Ohne den Vater. Sieben Stunden dauert die Fahrt in die Großstadt, zum Teil im dichten Nebel, und ihre größte Sorge ist, daß der Sarg nicht kommt. Und der Zoll macht ihnen Sorgen, weil sie keine Papiere haben. Aber die indische Botschaft in Deutschland hat versichert, daß alles reibungslos klappen wird.

Nichts läuft reibungslos: Der Zöllner zeigt, wie mächtig er ist. Er will den Onkel zusammen mit der Leiche nach Deutschland schicken, um dort die Identität zu klären. Auch der diensthabende Arzt zeigt, daß er Macht hat. Er will Papiere sehen, weigert sich, einen Unbekannten für tot zu erklären. Sieben Stunden warten die Männer, sie reden nur selten, bis sich die indische Botschaft noch mal einschaltet und die Formalitäten regelt. Der Onkel wirft einen Blick auf die Frachtpapiere. „Human Remains“, steht darauf, „110 Kilogramm“.

Am frühen Nachmittag des 19. Dezember erreicht Harvinder sein Dorf. Die Menschen haben gewartet, strömen zum Haus der Eltern, wo der Sarg abgeladen wird. Hunderte sind es, die Frauen beginnen das Wehklagen, strecken die Arme in den Himmel, schreien. Balwinder Kaur, die Witwe, kniet am Sarg und droht zusammenzubrechen.

Der Sarg wird auf einen Anhänger geladen und im Schrittempo aus dem Dorf gefahren. Auf einem kleinen Platz vor der Schule wird er abgeladen, die Menschen stellen sich drumherum. Dann reißt der Onkel die Holzverkleidung ab. Zum Vorschein kommt der Zinnsarg mit einem kleinen Fenster, unter dem ein Gesicht liegt. Jeder will einen letzten Blick auf Harvinder werfen, sie stoßen sich beiseite, drücken sich an den Sarg. Und dann zieht der Onkel die

Zinnverkleidung ab, und der Tod steigt in die Nase, mit seiner Schwere und Süßlichkeit und Unverkennbarkeit. Harvinder ist schon mehr als vier Wochen tot. In seinen Wangen sind Löcher, die Augen sind mattweiße Schlitze im fahlen, indischen Gesicht. Am Hals sind Striemen. Der Vater sitzt still, hat den Kopf seines Sohnes auf dem Schoß und streicht durch seine Haare. Balwinder Kaur, die Witwe, schreit ohne Pause. Der jüngere

Und wer wußte schon, daß 1998 von über zweitausend Indern gerade mal einer Asyl bekam in Germany?

Am anderen Morgen wird die Asche gesammelt und zum nächsten heiligen Fluß gebracht. Dort wird sie verstreut, wie die Religion der Sikhs es vorschreibt. Der jüngere Bruder, 20 ist er, hat seine Lehre zum Automechaniker abgebrochen, bestellt seitdem die Felder und versorgt die Familie. Und wenn ein bißchen Zeit



Verbrennung des toten Harvinder: Die Asche gesammelt und in den heiligen Fluß gebracht

Bruder bedeckt ihn mit Holzschichten, bis von Harvinder nichts mehr zu sehen ist. Dann zündet der Großvater das Stroh an. Zum ersten Mal überwältigt die Wut den alten Mann.

Wer weiß denn, sagt er, ob sich der Junge selbst umgebracht hat? Wer weiß denn auch, daß man in Germany ins Gefängnis kommt, wenn man sich nicht ausweisen kann? Wer weiß denn überhaupt, wer schuld ist an seinem Tod? Ob die Männer aus Bhedwal einen Mr. Gill finden werden, den sie verantwortlich machen könnten, dafür, daß er Harvinder einen Floh ins Ohr setzte, eine Idee, die dem Schlepper viel Geld brachte?

vergangen ist, werden die Dorfältesten beschließen, daß er Balwinder Kaur heiraten wird. Dann wird sie die Frau von Harvinder, denn das ist sein Name. Sein Bruder hatte sich den Namen geliehen. In Deutschland lebte er als Harvinder, und Harvinder steht auch im Leichenpaß. In Wirklichkeit aber ist Gurvinder gestorben. Im Dorf nannte man ihn auch Sukhvinder.

Sukha ist ein indisches Wort und bedeutet Glück.

Nicol Ljubić, 27, ist Redakteur bei „Jetzt“, dem Jugendmagazin der „Süddeutschen Zeitung“.

Andreas Herzau, 35, lebt als Fotograf in Hamburg.